

Die große Erleichterung

Warum die Liturgiereform so erfolgreich war

Prof. Dr. Andreas Wollbold

Ein Ministrant zwischen den Zeiten

1967 bin ich zur ersten heiligen Kommunion gegangen. Der alte Pfarrer hielt die Feier ganz in der Art und Weise, wie er es über Jahrzehnte gewohnt war. Gewiß, als treuer Diener der Kirche gebrauchte er dabei das „Altarmeßbuch“ von 1965. Doch der Eindruck der Feier war insgesamt: Es war so wie immer. Mühelos konnten sich auch diejenigen, die an diesem Tag ihre Goldene Kommunion beginnen, an ihre Feier im Jahre 1917 erinnern. Unmittelbar nach der Erstkom-

munion wurde ich Ministrant, und der Höhepunkt meiner Laufbahn war der heilige Dienst beim Fronleichnamsfest mit einer gewaltigen Prozession - allerdings nur als „Strammbock“, wie das hieß, also als einer der sechzig Ministranten ohne besondere Aufgaben. Wenige Monate später zog unsere Familie um, und wir gingen von da an in die dortige Pfarrkirche. Zwei Jahre später wurde ich jedoch anlässlich einer Schulentlassfeier gebeten, noch einmal in der Kirche meiner Erstkommunion zu ministrieren. Das war nun allerdings ein unvergeßliches Erlebnis. Schon beim Verlassen der Sakristei suchte ich die Sakristeiglocke

erst links, dann rechts vom Eingang, dann sogar oben, bis der Zelebrant hinter mir raunte: „Los jetzt! Die Bimmel brauchen wir jetzt nicht mehr.“ Bei der nächsten Station konnte ich ihn gar nicht mehr raunen hören, denn ich war zum Hochaltar marschiert, während er den Altarraum verlassen hatte und die Stufen zu einem Volksaltar hinabgestiegen war. Eindrücklich in Erinnerung ist mir auch meine Suche nach den Kännchen mit Wein und Wasser, die früher immer auf einer Kredenz schräg hinter dem Hochaltar gestanden hatten. Dort irrte ich dann auch im Halbdunkel eine Zeitlang umher, bis sich der Küster meiner erbarm-



„Am Anfang hat mir die neue Liturgie gar nicht gefallen, und ich brauchte einige Zeit, bis ich sie annehmen konnte.“

te und mich zu einer Art Camping-tischchen führte, auf dem die Gaben des Volkes sich befanden...

Bevor man psychologische Schlüsse aus diesem Erlebnis zieht, Traumatisierungen erkennt und mir vielleicht sogar zu Schmerzensgeldforderungen rät, kann ich nach gründlicher Seelenerforschung bekennen: Das Erlebnis hat mir weder meine wunderbare Heimatkirche noch die Liturgiereform und das, was man aus ihr machte, im Keime vergiftet. Im Gegenteil, in unserer neuen Pfarrei und bei Jugendmessen in unserer Stadt habe ich alles mit großen Augen miterlebt, was die 70er und 80er Jahre zu bieten hatten: Kreise um den Altar, Bandmessen, Lesungen aus dem heiligen Evangelium nach Bert Brecht, kahle Wände und Kaskaden von Worten, Priester mit Jeans und Stola, Baguettes als heilige Gaben und, und, und... Natürlich, es war schon einmal Tischgespräch zuhause, wenn der Pfarrer in der Predigt dargelegt hatte, warum ein Christ heute mindestens SPD zu wählen hatte - und das womöglich sogar in Anwesenheit des CDU-Ministerpräsidenten, der zur Pfarrei gehörte. Und manche der beschriebenen Auswüchse waren auch schon einmal Pfarreigespräch. Doch das neue Meßbuch, der Volksaltar, die Handkommunion und die vielen Neuheiten der Liturgiereform selbst wurden ohne großen Widerspruch akzeptiert. Weitgehend unhinterfragt hatten sie sich durchgesetzt.

Warum war die Liturgiereform so erfolgreich? Gewiß, die Kreise der Skeptiker gab es. Auch diejenigen, die die Reform grundsätzlich und theologisch in Frage stellten. Aber sie bildeten in den



Jahren nach dem Zweiten Vatikanum eine Minderheit, die niemals Einfluß auf den Gang der Dinge zu nehmen imstande war. Leute wie sie waren eigentlich gar nicht mehr vorgesehen, bald galten sie als „unmöglich“. Und wenn ein Umsturz die Verteidiger des Bisherigen dazu abstempeln kann, hat sich das Neue auf der ganzen Linie durchgesetzt. Mancher Gläubige vermißte noch das eine oder andere Liebgewordene, aber der Geist der Zeit riß sie doch mit. Heute erinnert er sich an sein damaliges Empfinden vielleicht nur noch mit solchen Worten: „Am Anfang hat mir die neue Liturgie gar nicht gefallen, und ich brauchte einige Zeit, bis ich sie annehmen konnte.“ Im Abstand von vierzig Jahren ist das nicht mehr als eine Reminiszenz, so wie man sich an den Wechsel von der freundlichen Grundschule zur weiterführenden Schule mit längeren Schulwegen und dunkleren Klassenzimmern erinnert,

ohne damit doch den Schulwechsel selbst in Frage zu stellen. Vier Jahrzehnte später findet man kaum mehr ein solches Bedauern unter den Gläubigen. Für sie ist die neue Liturgie die Liturgie, nichts weiter.

Noch einmal: Warum hat sich die Liturgiereform so erfolgreich durchgesetzt? Gerade für Freunde und Verfechter der alten Liturgie ist die ehrliche Beschäftigung mit dieser Frage lebenswichtig. Denn nur mit überzeugenden Antworten darauf läßt sich verstehen, warum nach „Summorum Pontificum“ nicht die heiligen Messen an den traditionellen Meßorten überfüllt sind, warum nicht scharenweise Diözesan- und Ordenspriester mit ihrer Zelebration begonnen haben, warum auch Erstbesucher der klassischen Liturgie nicht unbedingt zu Dauerbesuchern werden und warum die alte Liturgie bis heute ihren margi-

*Man muß sich theologisch dagegen verwehren,
die Dokumente des letzten ökumenischen Konzils
aus seinem „Geist“ und nicht aus
ihrem buchstäblichen Sinn heraus zu interpretieren.*

nalen Charakter unter Gläubigen und Priestern nicht ablegen konnte. Wunschenken hilft da nicht weiter, noch weniger Vogel-Strauß-Politik. Forschen wir vielmehr nach den Gründen für diesen Erfolg der Reform und legen danach einige Schlußfolgerungen für die weitere Arbeit der Freunde der alten Messe dar. Vorweg ist allerdings zu bemerken: Die folgenden Gedanken bilden eher eine Skizze als einen Traktat. Sie sollen zum vertieften Nachdenken anregen und können keinesfalls fertige Ergebnisse präsentieren. Sie liefern eher Thesen als voll durchgeführte Argumente. Denn die wissenschaftliche Erforschung der Umsetzung der Liturgiereform hat gerade erst begonnen; mein Münchener liturgiewissenschaftlicher Kollege Winfried Haunerland hat sich dabei bereits einige Verdienste erworben.¹ Freilich ist die Perspektive des vorliegenden Beitrags noch einmal eine andere, und sie betritt damit weithin Neuland.

Gründe für die erfolgreiche Durchsetzung der Liturgiereform

Es gibt mehrere Gründe für diesen Erfolg. Ihr Zusammenspiel schuf und schafft bis heute eine Konstellation, die einen geradezu unwiderstehlichen Sog

¹ Vgl. den Sammelband: Liturgiereform vor Ort. Zur Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils in Bistum und Pfarrei. Hg. von Jürgen Bärsch und Winfried Haunerland, Regensburg 2010; außerdem zwei Dissertationen aus dieser Erforschung: *Norbert Weigl*, Liturgische Predigt seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Eine Untersuchung zur Meßfeier in der Sonntagspredigt anhand der Zeitschrift, *Der Prediger und Katechet*, Regensburg 2009; *Eugen Daigeler*, Jugendliturgie. Ein Beitrag zur Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils im deutschen Sprachgebiet, Regensburg 2012.

bildet. Innerhalb weniger Jahre konnten dadurch Grundüberzeugungen wie ein Kartenhaus zusammenbrechen und neue Denk- und Verhaltensweisen eine Selbstverständlichkeit annehmen, als hätte es niemals etwas anderes gegeben. „Kulturelle Hegemonie“ nannte der italienische Kommunist Antonio Gramsci eine solche Lage. Danach gelingt es einer Überzeugung, die gesamte Kultur so zu durchdringen, daß sie eine Selbstverständlichkeit gewinnt, vor der jede Alternative sich rechtfertigen muß. Vorweg sei gesagt, daß sich die Darlegung auf eine reine Analyse beschränkt. Es geht um keinerlei Werturteile und nicht um ein Auspielen der alten gegen die neue Liturgie. Denn gerade auch glühenden Verfechtern der Reform muß es ein Anliegen sein zu begreifen, was vor vierzig Jahren eigentlich vorgegangen ist. Dabei werden sie feststellen, daß die neue Liturgie zum Inbild einer neuen Gläubigkeit wurde. Diese wurde ja programmatisch immer wieder verkündet: Von jetzt an ist ein Christ nicht mehr angstbesetzt, sündenfixiert, augustinistisch, finster, jenseitsbezogen, autoritätsgläubig, sondern weltoffen, lebensfroh, selbstbestimmt, fastnachtsfreudig, diesseitig, fortschrittsfreundlich – und stets so, daß die Welt sich über ihn doch nur freuen kann. Daß die neue Gläubigkeit sich auch ein Symbol suchen würde und dieses – ob zu Recht oder nicht, sei dahingestellt – in der neuen Liturgie fand, braucht einen nicht zu wundern. Welche Faktoren haben nun im einzelnen zur so raschen und nachhaltigen Durchsetzung der Liturgiereform beigetragen? Vier Gründe des Erfolges kann ich erkennen.

1. DER „GEIST DES KONZILS“

Mit gutem Recht muß man sich theologisch dagegen verwehren, die Dokumente des letzten ökumenischen Konzils aus seinem „Geist“ und nicht aus ihrem buchstäblichen Sinn heraus zu interpretieren. Wirkungsgeschichtlich aber hat dieser Geist in viel größerem Ausmaß Geschichte geschrieben als der Buchstabe. Wie vielfach dargelegt, gilt dies auch für die Liturgiereform. Die Meßfeiern in der Art und Weise, wie sie an den meisten der traditionellen Orte zelebriert werden, kommen dem Ideal, das die Liturgiekonstitution „Sacrosanctum Concilium“ vor Augen hatte, sicher in vielen Aspekten näher als ein durchschnittlicher Pfarrgottesdienst von heute. Was beinhaltet dieser „Geist des Konzils“? Für eine Antwort darf man nicht zunächst die umfangreichen Konzilskommentare zur Hand nehmen. Die Frage ist vielmehr: Was war in diesen Jahren wirkmächtig? Was genau wurde von der öffentlichen Meinung, was vom Gros der Gläubigen, was vom „wind of change“ in den Beratungen der Bischofskonferenzen, auf den Fluren der Bischöflichen Ordinariate, bei den Pastorkonferenzen und nicht zuletzt beim „Mann auf der Straße“ mit dem Konzil verbunden? Das waren sicher nicht die hohen theologischen Passagen der dogmatischen Konstitution über die Kirche oder die fein austarierten Äußerungen zur Gewissenslehre in „Gaudium et Spes“. Gesellschaftliche Veränderung wird durch eine sehr viel einfachere und handfestere Macht getrieben: den eigenen Vorteil. Und da schien die Botschaft des letzten Konzils sehr eindeutig: **„Ab sofort ist alles nicht mehr so streng.“** Dementspre-

*Die Botschaft des letzten Konzils schien sehr eindeutig:
„Ab sofort ist alles nicht mehr so streng.“
Dementsprechend gestalteten sich auch
die nachkonziliaren Reformen.*

chend gestalteten sich auch die nachkonziliaren Reformen hierzulande. Kirchenreform hatte an ausnahmslos allen Stellen anzusetzen, an denen das Christsein in Spannung zur Welt stand; denn diese Spannung bildet den Kern dieser angeblichen Strenge. Gebrauchen wir dafür bewußt die Klischees, die sich in dieser Weise natürlich in keiner kirchenamtlichen Verlautbarung, umso mehr aber in den Köpfen finden:

- „Man braucht jetzt nicht mehr beichten gehen.“ Katholisches Christsein entwickelte sich nicht mehr auf der Achse von Sünde und Erlösung, sondern von Menschsein und erfülltem Leben.
- „Was hat der Papst in meinem Schlafzimmer zu suchen?“ Es ist kein Zufall, daß die Sexualmoral zum katholischen Zankapfel schlechthin geworden ist. Die Krise um „*Humanae vitae*“ von 1968 war dafür Symptom, nicht Anlaß. „Nicht mehr so streng sein“, hieß hier, dem neuen Dogma der sexuellen Selbstbestimmung den Segen zu geben.
- Auch die vielen Auffälligkeiten eines Katholiken verschwanden weithin: Das Mischehenverbot fiel faktisch, die Kinderzahl sank auf das nationale Durchschnittsniveau (inklusive Pillenknick), und neuerdings überschreitet vielerorts die Zahl der Einäscherungen von Katholiken bereits die Zahl der Erdbegräbnisse. Und noch alltäglicher: Beim Pfarrfest gibt es nun auch freitags Rostwurst, das Tischgebet in Bildungshäusern besteht im Höchstfall aus einem gesungenen Kanon, der in Stimmengewirr und Lachen endet, und da ist es nur gleiches Recht für alle, wenn die Priester ihren Kollar



Auch und besonders der alten Liturgie wurde das Etikett der „Strenge“ angeheftet, obwohl es für die persönliche Frömmigkeit keinen freieren Ort gab und gibt als eben sie.

und die Ordensleute ihren Habit ablegen.

- Und die Liturgie? Auch und besonders der alten Liturgie wurde das Etikett der „Strenge“ angeheftet, obwohl es für die persönliche Frömmigkeit keinen freieren Ort gab und gibt als eben sie. Zugleich versah man sie mit dem Etikett einer „Klerikerliturgie“, die die Gläubigen als nichtexistent ansieht - ein ausgemachter Unsinn, man kann es nicht anders sagen, und doch findet er sich bis heute in fast allen einschlägigen Handbüchern und Monographien. Und schließlich erhielt sie das Odium des Gestrigen, des Mittelalterlich-Verkrusteten, was nun wirklich so wenig in die neue Zeit zu passen schien wie Pflug und Ochsenkarren.

„Ab sofort ist alles nicht mehr so streng,“ das hieß nicht einfach Anpassung auf der ganzen Linie. An die Stelle dieser konkreten Punkte der Spannung zur Welt wurden Aufrufe zu entschiedenem Christsein gesetzt, zu „Engagement“ und „Entscheidungschristentum“, zum gesellschaftskritischen Zeugnis oder zur Devise „Wer mitmacht, erlebt Gemeinde“. Nicht selten wurde auch Mut zum Bekenntnis gefordert. Gemeint war damit aber meistens nicht mehr als die Forderung eines Parteitages, der Öffentlichkeit im Wahlkampfjahr das eigene Profil deutlicher erkennbar zu machen. Aber das Unterscheidend-Christliche dieses Profils blieb oft innerweltlich: besonders kapitalismuskritisch sein, besonders sozialpolitisch sein oder sich besonders fröhlich geben, weil ein Christ ja erlöst aussehen muß. Und selbst in-

nerkirchlich sollte sich ein guter Christ vor allem dadurch auszeichnen, daß er sich in Gruppen und Kreisen, in Initiativen und eben vor allem in der Liturgie einbringt. Kurz, der vorbildliche Christ, das war nun der aktive Christ. So glich das kirchliche Engagement dem in jedem anderen Verein, der aktive Mitgliedschaft höher schätzt als passive.

An dieser Stelle ist nicht zu untersuchen, ob die Konzilsdokumente selbst diese Botschaft befördert haben. Persönlich bin ich nicht dieser Ansicht. Eine jahrelange Beschäftigung mit den Texten hat in mir eher das Bild eines in vielerlei Hinsicht „tragischen“ Konzils bestärkt. Es wollte alles gut machen und hat doch die Geister, die es rief, nicht mehr zu bändigen vermocht. So wurde Papst Paul VI. zum Inbild dieser Tragik, zerrissen zwischen dem in der Tat dringlichen Wunsch, die Kirche evangelisierend der Gegenwart nahe zu führen, und der Wirklichkeit einer sich rasant verweltlichenden Kirche. Sie war Ende der 60er und in den 70er Jahren noch kaum zu überwinden; diese Aufgabe ist wohl erst unserer Zeit aufgegeben.

2. ZENTRALISMUS

In der neueren Liturgiegeschichte ist es zu einem bemerkenswerten Zentralismus gekommen. Nur mit seiner Hilfe konnte sich die Liturgiereform so rasch und flächendeckend durchsetzen. In wenigen Jahren entwarfen die römischen Kommissionen eine völlig neu erstellte „editio typica“ aller liturgischen Bücher, und wenig später folgten in allen großen Sprachen die Übersetzungen. Ein Stichdatum wurde festgelegt, und ab diesem Tag wa-

ren nur noch diese zu verwenden. So stellt der gesamte Vorgang das Musterbeispiel einer top-down-Reform in einer pyramidal gebauten Institution dar, die ihre Maßnahmen global durchzusetzen versteht, von Alaska bis Zentralasien.

Für die Überbetonung der Zentralgewalt weist die Forschung dem Konzil von Trient und Papst Pius V. die Verantwortung zu, die angeblich die oberste liturgische Autorität strikt an den Heiligen Stuhl banden und gleichzeitig die Liturgie der Kirche romanisierten. Beides trifft nicht zu. Trient ist in vielerlei Hinsicht das Konzil der Entpapalisierung und der über die Bischöfe bis hin zu den Pfarrern und den Familien klug verteilten Verantwortung: So schuf die Residenzpflicht von Bischöfen und Pfarrern erst das Bild eines Hirten, der den Stab für seinen Sprengel auch wirklich in die Hand nimmt; so schuf die katechetische Erneuerung überhaupt erst in allen Schichten den Typus der christlichen Familie, die weiß, was sie glaubt, und dies auch persönlich vertritt. Was das Meßbuch angeht, das Papst Pius V. herausgegeben hat, so hatte zum einen die römische Liturgie bereits seit den Karolingern ihren Siegeszug im Westen angetreten, und zwar nicht auf Drängen der Päpste, sondern auf Wunsch der Völker und ihrer Herrscher. Pius V. hat nur die neueren Riten wegen Gefahr von Irrlehren aufgehoben, die alten nichtrömischen Liturgien des Westens aber unangetastet gelassen. Deren teilweisen Niedergang brachte erst das 19. Jahrhundert - wiederum nicht auf Drängen Roms hin -, ja für manche Ordensriten sogar erst die jüngste Liturgiereform. Und Papst Pius V. hat der Ritenkongrega-



tion zwar die liturgische Aufsicht und die Entscheidung von Zweifelsfällen reserviert, den Römischen Ritus selbst aber unangetastet gelassen.

Ein eigentliches Eingreifen in den Ritus findet sich erstmals bei Papst Pius X. mit der Brevierreform von 1910. Ebenso unterstrichen seine Kommuniondekrete den universalkirchlichen Anspruch des Papstes, vom Bewahrer der Liturgie zu ihrem Erneuerer zu werden. Denn darin werden mit einem Schlag ortskirchliche Traditionen außer Kraft gesetzt und eine einheitliche Linie zur Kommunionhäufigkeit und zur Zulassung der Kinder zur Kommunion durchgesetzt. Insofern hat der Anspruch der Liturgischen Bewegung, in Papst Pius X. den ersten päpstlichen Liturgiereformer zu erkennen, durchaus ein *fundamentum in re*.² Unmerklich wurde der

2 Schon die beiden Kommuniondekrete von Papst

Gottesdienst der Kirche dadurch von einem zu bewahrenden Ritus quasi zu einem kirchlichen Gesetz, das deren oberste Autorität verändern oder gar abrogieren kann - eine entscheidende Voraussetzung für die Einführung des Meßbuchs von Papst Paul VI. und der

Pius X., „*Sacra Tridentina Synodus*“ (20.12.1905) und „*Quam singulari*“ (8.8.1910) offenbaren eine gewisse Neigung dazu, einen idealen Anfangszustand des Christentums von einem späteren Verfall der Kommunionfrömmigkeit zu unterscheiden und die damit verbundenen komplexen Fragen wie einen gordischen Knoten durchzuhaufen; vgl. *Joseph de Guibert*, *Dokumente des Lehramtes zum geistlichen Leben*. Übersetzt, aktualisiert und herausgegeben von Stephan Haering und Andreas Wollbold. - *Josephus de Guibert, Documenta ecclesiastica christiana perfectionis spectantia, quae transtulerunt, recognoverunt et ediderunt Stephanus Haering et Andreas Wollbold*, Freiburg i.Br. 2012, Nrr. 581-590 (S. 475-487).

scheinbaren Abschaffung des alten Meßbuchs. Erst „*Summorum Pontificum*“ hat demgegenüber bekanntlich für Klarheit gesorgt. Vielleicht darf man sodann auch an den Einfluß des Zeitgeistes ab den 1920er Jahren erinnern, der dem Liberalismus und Individualismus eine demonstrative Geschlossenheit, ein organisches Gemeinschaftsdenken, Gefolgschaftstreue sowie Einheit und Einfachheit als Prinzipien entgegensetzte. Ein gewaltig aufbrausender Gesang vieler Hunderter wie aus einer Kehle; eine Choreographie, die die Massen erfaßt und ordnet; eine Ästhetik, die eindeutig, zupackend und elementar ist – das waren Grundzüge dieses Zeitgeistes. Ein zentraler Wille sollte das Gesamt der Gläubigen durchdringen, und dieses „Alle unter Einem“ sollte auch der Gottesdienst machtvoll zu erkennen geben. Gewiß, dieser Eine war Christus – nicht umsonst gehört die Frömmigkeit des mystischen Leibes Christi und der Christkönigsverehrung zu den Lieblingsverehrungen dieser Jahre. Aber davon leitete man auch ein Kirchen- und Liturgiebild ab, das sehr auf Einheit hin konstruiert war. Zeitgeschichtlich ist dies verständlich: Angesichts des Auseinanderbrechens der Gesellschaft nach dem Ersten Weltkrieg und der scharfen Konkurrenz um die Herzen der Menschen durch Säkularismus und Neuheidentum, aber auch durch die totalitären Versuchungen, erhob sich das Idealbild eines geeinten, um seine Hirten gescharten katholischen Volkes. Daß in einem solchen Klima Individualität, Innerlichkeit und persönliche Frömmigkeit hinter dem Lauten, Manifesten der Zeit ins Hintertreffen geraten konnten, ist leicht nachvollziehbar.



Spätestens in der 1950er Jahren sind dem Leben vieler Pfarreien die geistlichen Voraussetzungen abhanden gekommen, die die alte Liturgie tragen.

3. DIE LANGE VORBEREITUNG DER LITURGIEREFORM

Die Liturgiekonstitution „Sacrosanctum Concilium“ des Zweiten Vatikanums wird in der Forschung als das Dekret angesehen, dessen Intentionen am meisten bereits im Leben der Kirche vorbereitet waren. Zumindest für die Länder, die im Lauf des 20. Jahrhunderts von der Liturgischen Bewegung erfaßt waren, trifft dies zweifellos zu.³ In der gängigen Lite-

ratur wird diese Vorbereitung allerdings fast ausschließlich als Erfolgsgeschichte verstanden, so auch bei Joseph Ratzinger als unmittelbarem Zeitgenossen: „Schließlich muß auch noch gesagt werden, daß in dieser Sache das Konzil ernten konnte, was in dem Ringen der letzten Jahrzehnte in der Kirche gereift war: Die Fruchtbarkeit eines am Anfang oft genug verkannten mühseligen Ringens wurde in diesen Tagen sichtbar.“⁴ Dement-

³ Vgl. bereits *Waldemar Trapp*, *Vorgeschichte und Ursprung der liturgischen Bewegung* vorwiegend in Hinsicht auf das deutsche Sprachgebiet, Regensburg 1940.

⁴ *Joseph Ratzinger*, *Die erste Sitzungsperiode des Zweiten Vatikanischen Konzils. Ein Rückblick*, Köln 1963, 26f. Ähnlich sagte Joseph Ratzinger später zur nachtridentinischen Liturgie: „Die Liturgie war zu einem ein für allemal abgeschlossenen, fest ver-





sprechend wurden die nicht zu unterschätzenden Veränderungen in der Liturgiefeier schon Jahrzehnte vor dem letzten Konzil als Befreiung und Vertiefung angesehen und als solche propagiert. Die eigentliche nachkonziliare Liturgiereform verstand sich nur als konsequente Umsetzung des lange Ersehnten (und mancherorts bereits vorausseilend Verwirklichten). Zweifellos war in Ländern wie Deutschland oder Frankreich spätestens seit Pius X. nach und nach eine liturgische Reformstimmung aufgekommen, die bereits in den 1950er Jahren heftig einen Reformstau beklagte. Von vielen Seiten immer wieder suggeriert, prägte es hierzulande bereits damals gerade bei eifrigen Katholiken eine entsprechende Mentalität. Die via media von Papst Pius XII. – das Pontifikat von Johannes XXIII. steht dazu in liturgischen Fragen durchaus in Kontinuität -, der mit der Enzyklika „Mediator Dei“ bei den Reformern Spreu vom Weizen trennen wollte und der etwa

krusteten Gebilde geworden, das den Zusammenhang mit der konkreten Frömmigkeit um so mehr verlor, je mehr man auf die Integrität der vorgegebenen Formen achtete“ (Joseph Ratzinger, Ergebnisse und Probleme der dritten Konzilsperiode, Köln 1965, 20).

mit der Karwochenreform 1951 und 1956, der Lockerung der eucharistischen Nüchternheit, der Ausweitung des Gebrauchs der Muttersprache in der Liturgie mit Ausnahme der Messe oder der Rubrikenvereinfachung eine behutsame Veränderung einläutete, weckte faktisch aber nur einen größeren Appetit auf eine umfassende Reform.

Aus der Sicht der alten Liturgie wird man die Wirkung der Liturgischen Bewegung ebenso wie dieser vorkonziliaren Veränderungen auch als eine Verlustgeschichte erkennen müssen. Spätestens in den 1950er Jahren sind dem Leben vieler Pfarreien die geistlichen Voraussetzungen abhanden gekommen, die die alte Liturgie tragen. Wie anders kann man es erklären, daß persönliches Gebet, Andacht und Versenkung in ihr geradezu verpönt waren, dagegen Mittun und Mitsingen regelrecht zum Kirchengebot erhoben wurden? Wie anders kann man die Vertreibung des Chorals (und später auch der Chor- und Orchestermessen) zugunsten einer Vergötterung des deutschen Kirchenliedes, der Singmesse und des deutschen Hochamtes in ganzen Großregionen des Katholizismus bewerten? Wie

anders ist es zu verstehen, daß die Hermeneutik der Diskontinuität, die Rhetorik des verkümmerten Früher und des besseren Morgen, nirgendwo so konsequent eingeübt wurde wie in Predigt und Katechese der 1950er Jahre? Aber die Verluste gehen über Einzelelemente weit hinaus:

- Der Sinn für Heiligkeit, Ritus und Mysterium wurde zunehmend verdeckt. So breitete sich eine Geringschätzung der Form aus, man erlaubte sich Freiheiten, „sah das alles nicht so eng“ und witzelte über den „Rubrizismus“.
- Die Freiheit der Gläubigen in ihrem Beten, stets ein hohes Gut in der Kirche, wurde gegen einen weitgehenden Dirigismus eingetauscht, und die „participatio actiosa“ wurde mehr und mehr enggeführt als Mittun verstanden. Stattdessen ging die Fähigkeit, in der Messe zu beten und betend die Herzen zu Gott zu erheben, zunehmend verloren. So lud ich vor einigen Jahren die Kommunionkinder ein, nach dem Empfang des Leibes Christi still zu beten und zu danken. Darauf kam die prompte Frage eines der Kinder: „Wofür soll ich da denn danken?“ Es hat offensichtlich ge-

*Auf dem liturgischen Feld wurde zum ersten Mal eingeübt,
was später zum Allgemeingut wurde:
der Verdacht gegen die Kirche.*



nau erkannt, daß an der Stelle, wo nicht alle gemeinsam etwas tun, eine Leerstelle entsteht, die man nur schwer selbst zu füllen versteht.

- Erst jetzt wurde die Liturgie im eigentlichen Sinn Klerusliturgie, zum Raum der „pastoral-liturgischen“ Gestaltung und zur Belehrung der Gläubigen, etwa in der „missa dialogata“ und der „missa commentata“. Und wenn ein Kaplan seine Ministranten mit der Stoppuhr zu Höchstleistungen antrieb - sprich: zu möglichst kurzen Meßfeiern -, war vom heiligen Schauer dessen, der sich dem Heiligtum zu nahen wagt, nichts mehr zu spüren.
- Auch wurde auf dem liturgischen Feld zum ersten Mal eingeübt, was später zum Allgemeingut wurde: der Verdacht gegen die Kirche. Unwiderrprochen wurde das Bild einer Kirche verbreitet, die über Jahrhunderte hinweg in der Mitte ihres

Lebens, der Meßfeier, Abirrungen, Verkrustungen und Erstarrungen geduldet, ja gefördert habe - eine Anschauung, die der protestantischen bereits verblüffend nahe kam.

Schließlich muß man schon von der Vorkonzilszeit sagen: Was man nicht mehr liebt, gibt man auch leicht preis. In vielen Kreisen war die alte Liturgie schon damals nur noch etwas wie eine alte, ein bißchen schrullige Tante, über die man mehr oder weniger lebenswürdige Geschichtchen erzählt und die man klein hält, sobald sie sich in die eigenen Geschäfte einmischt. Dabei spielen auch die unverkennbaren Brüche und Widersprüche innerhalb der Liturgischen Bewegung eine Rolle. Man kann sie auf den schlichten, wenn auch etwas vereinfachenden Gegensatz zwischen einer Hinführung der Gläubigen zur unveränderten

römischen Liturgie und einer Anpassung der Liturgie an die (vermutete) Auffassungsgabe der Gläubigen zurückführen. Liturgische Frömmigkeit und Liturgiereform also, die Spannung zwischen beiden ist unverkennbar. Auch unter den heutigen Freunden der alten Liturgie finden sich viele, die aus den Idealen der liturgischen Frömmigkeit leben. Erkennbar ist etwa, wie Romano Guardini, in der Frühphase einer der Protagonisten einer neuen liturgischen Frömmigkeit, sich mehr und mehr zu einem Mahner wandelte, der die faktische Reform der Macher und Veränderer durchaus nicht nur mit Begeisterung begleitete. Überhaupt hat sich das Pendel von einer zunächst eher mystisch-betrachtenden zu einer zupackend-verändernden Grundstimmung hinbewegt. In der Veränderungswut der 68er Jahre wurde diese Stimmung radikalisiert, aber nicht erfunden.

4. DIE „KULTURELLE HEGEMONIE“ DER REFORMER

Die Liturgische Bewegung fand Anhänger zunächst in monastisch-benediktinischen, dann vor allem in Schüler- und Studentenkreisen. Von dort aus ging sie auf Teile des Klerus über, besonders auf die von der Jugendbewegung geprägten Geistlichen. Sie begann also als Sammlung der Bildungseliten und formierte sich dann als Volksbildung und -aufklärung. Wer heute Schriften dieser Zeit zur Hand nimmt, wird zweierlei feststellen: Zum einen den ausgesprochenen Binnen- und Gruppengeist einer Bewegung, die sich eine eigene Sprache, ein eigenes Denken und eigene Ausdrucksformen schafft, die auf einen Außenste-



Burg Rothenfels: Kapelle (1925)



*Was man nicht mehr liebt, gibt man auch leicht preis.
Selbst gar nicht allgemein vorgesehene Neuerungen wie der Volksaltar
oder die Handkommunion wurden beinahe einhellig begrüßt.*

henden fremd, ja befremdlich wirken können; zum anderen aber ein ausgesprochenes und unangefochtenes Selbst- und Sendungsbewußtsein. Soziologisch interessant ist es, wie sich hier die Bildungseliten gewissermaßen zum neuen Klerus der Kirche formierten, der Autorität beanspruchte. Diese Führungsrolle blieb nicht unwidersprochen⁵, aber unverkenn-

⁵ Vgl. etwa *Theodor Maas-Ewerd*, Die Krise der liturgischen Bewegung in Deutschland und Öster-

bar gelang es den Reformern in den 1950er Jahren, ihre Sichtweise der Dinge als maßgebliche darzustellen. Der Kritiker daran wurde zunehmend zum Außenseiter, der sich zu recht fertigen hatte, und so ist es bis heute geblieben.

Die gewaltigste Bestätigung dieser reich. Studien zu den Auseinandersetzungen um die „liturgische Frage“ in den Jahren 1939 bis 1944; Max Kassiepe, Irrwege und Umwege im Frömmigkeitsleben der Gegenwart, Kevelaer 1939.

kulturellen Hegemonie der Liturgischen Bewegung stellte „Sacrosanctum Concilium“ dar, welches Dokument den „Eifer für die Förderung und Erneuerung der Liturgie [...] als ein Zeichen für die Fügungen der göttlichen Vorsehung über unserer Zeit, als ein Hindurchgehen des Heiligen Geistes durch seine Kirche“ ansah (SC 43). Dies hatte auch zur Folge, daß die neuen liturgischen Bücher Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre weitgehend unwidersprochen angenommen wurden. Selbst gar nicht allgemein vorgesehene Neuerungen wie der Volksaltar oder die Handkommunion wurden beinahe einhellig begrüßt. Nicht unterschätzen sollte man auch die noch weitgehende Geschlossenheit des Katholizismus der 60er Jahre, bei dem von oben angeordnete Neuerungen nicht überall mit Begeisterung, aber doch mit Gehorsam und Loyalität durchgeführt wurden. Und natürlich war auch hier das wichtigste Argument der Reform dasjenige, welches niemand aussprach: Es wird alles einfacher. Kein Latein mehr; Rubriken, für die ein flüchtiger Blick in das liturgische Buch ausreicht; vielfache Auswahl-, Gestaltungs- und Redemöglichkeiten; ein Minimum an Vorschriften, dafür aber eine Haltung, die einen eher lockeren Umgang mit den Rubriken begünstigte; gewiß auch die schlichte Verkürzung der Gottesdienste (man vergleiche etwa die ausführlichen Segensgebete des „Rituale Romanum“ beim Weihwasser mit den knappen des heutigen Benediktionale) u.v.a. Somit herrschte in den weichenstellenden Jahren zwischen Konzilsende und Würzburger Synode insofern große Einmütigkeit,



*„Soli Deo gloria - Gott allein die Ehre“
ist die Devise echter Erneuerung,
nicht „Wie es euch gefällt“.*

als man die liturgischen Reformen für Klerus wie Gläubige als eine win-win-Situation einschätzte.

Das heißt nicht, daß diese Zeit von liturgischer Einmütigkeit geprägt gewesen sei, ganz im Gegenteil! Aber die Auseinandersetzungen entwickelten sich innerhalb der neuen Liturgie und stellten sie nicht grundsätzlich in Frage: Während die einen für die „missa cravallis“ (sprich: Beatmesse) schwärmten, erlaubten die anderen gelegentlich auch einmal eine lateinische Präfation. Weitere Entsakralisierung der Liturgie oder Konsolidierung des in den liturgischen Büchern Festgehaltenen, das war die Alternative, und sie ist es bis heute für die Mehrheit der Katholiken. So erklärt sich, daß derzeit auch viele konservative Männer und Frauen der Kirche die alte Liturgie gar nicht ernsthaft in Betracht ziehen: „Ich feiere die neue Liturgie doch schon ganz traditionell, da brauche ich die alte nicht.“ Wie sehr gerade die Konservativen die Voraussetzungen der Liturgischen Bewegung bis heute ungebrochen teilen, stellt eindrucksvoll unter Beweis, in welchem Ausmaß diese die kulturelle Hegemonie errungen hat.

Und jetzt?

Entsprechend den vier Gründen der raschen Durchsetzung der Liturgiereform zeichnen sich vier Anregungen für die Freunde der alten Liturgie ab.

1. Der Geist der Erleichterung ist nur geistlich zu überwinden.

Wahre Reform in der Kirche wählt den Weg des Schwereren. Die Reform des Karmel war bei der heiligen Teresa von



Avila von ihrem persönlichen Gelübde getragen, stets das Vollkommenere zu tun. „Soli Deo gloria - Gott allein die Ehre“ ist die Devise echter Erneuerung, nicht „Wie es euch gefällt“. So wie die neue Liturgie unbeabsichtigt zum Symbol einer neuen, verweltlichten Gläubigkeit geworden ist, so könnte die alte Liturgie zum Inbegriff der Neuevangelisierung werden. Denn radikal stellt sie Gott in den Mittelpunkt und wehrt so der Gottesvergessenheit. Doch dies vermag sie nur, wenn sie getragen ist von einer asketischen Bewegung: Sich selbst „als lebendiges und heiliges Opfer darzubringen, das Gott gefällt“ ist „der wahre und angemessene Gottesdienst“ (Röm 12,1). Nur mit innerlich erneuerten Gläubigen kann die alte Liturgie einen verweltlichten Geist herausfordern. Diese Herausforderung gilt übrigens auch für die Feier der alten Liturgie, falls diese von Selbstbezug anstelle von Theozentrik getragen ist – was leider nicht von vornherein ausgeschlossen ist. „Contra

facta non valent argumenta. – Gegen Tatsachen lassen sich keine Argumente anführen.“ Eine gewaltige Aufgabe also! Sie hat einige Voraussetzungen:

- Die alte Liturgie muß aus der Schmollecke herauskommen. Sie darf nicht der Inbegriff der Gegenrevolution sein. Polemik und Beschimpfungen des anderen hat sie nicht nötig, ebenso wenig wie sich auf Kosten der neuen Liturgie zu profilieren. Über Mißstände in Kirche und Gottesdienst ist sie betrübt und nicht erfreut. Sie lernt es, Kritik argumentativ und unter Anerkennung der rechtmäßigen Autorität anzubringen – dann aber auch mit Freimut und ohne Angst davor, vielleicht die nächste Beförderung zu verpassen.⁶

⁶ Den rechten Ton zwischen Polemik und Leisetreterei zu finden, stellt natürlich eine Gratwanderung dar. Am besten hält man sich an das Wahrnehmen und Beobachten. Dann wird von selbst Gutes neben Schlechtem Bestand haben, und das Ganze dient nicht blindem Parteienstreit. In diesem Sinn folgt

- Die alte Liturgie ist keine verstaubte Sache von vorgestern. Sie kann ihre Modernität, genauer ihre Überzeitlichkeit, jederzeit unter Beweis stellen. Tun wir ihr diesen Dienst? Allzu oft wird sie nur repristiniert (wiederbelebt), werden Formen der 1950er Jahre gepflegt, umgibt sie die Aura des „Fahne hoch“ nach einer längst verlorenen Schlacht. Widersprüchlich erscheint es, wenn man alle Neuerungen bis 1962 eifrig umsetzt, alles Weitere dagegen scheut wie der Teufel das Weihwasser. Die klassische Liturgie braucht keine neuen Anstriche, sie muß nicht durch pastorale Methoden zeitgemäß gemacht werden. Wohl aber braucht sie Beschützer und Verteidiger, und es wäre wünschenswert, wenn diese auch Mittel und Wege angeben könnten, wie die klassische Liturgie wieder Mehrheiten gewinnen könnte. Ich weiß, nun muß die Frage gestellt werden: Wie soll das denn aussehen? Ich habe dafür keinen Masterplan. Ohnehin wird eine zukunftsweisende Pastoral heute nur durch Versuch und Irrtum gewonnen. Sie braucht die Bereitschaft, dicke

der Autor gerne Theodor Fontane, der als professioneller Theaterkritiker meinte: „Ich betrachte das Leben, und ganz besonders das Gesellschaftliche darin, wie ein Theaterstück und folge jeder Szene mit einem künstlerischen Interesse wie von meinem Parquetplatz No. 23 aus. Alles spielt dabei mit, alles hat sein Gewicht und seine Bedeutung, auch das Kleinste, das Äußerlichste. Von Spott und Überhebung ist keine Rede, nur Betrachtung, Prüfung, Abwägung“ (Fontanes Briefe in zwei Bänden. Ausgewählt und erläutert von Gotthard Erler. Bd. 2, Berlin-Weimar² 1980, 143 [Brief an Georg Friedländer vom 5. Juli 1886]).



Bretter zu bohren. Sie muß angeben können, womit sie die Herzen von Menschen gewinnen will, die selten wirklich böse, häufig aber religiös verwildert sind. Sie muß ganz schlicht sagen können, was es bringt, ein ganzer Christ zu sein, und wie das heute geht.

2. Die katholische Kirche hat ein starkes Zentrum, den Felsen Petri.

Über Jahrhunderte hinweg hat er sich vor allem als Schützer des vielfältigen kirchlichen Lebens bewährt, wenn etwa Bischöfe oder Orden es unter ihre eigene Herrschaft bringen oder ganz verdrängen wollten. Diese Auffassung des Petrusamtes verdient eine Renaissance. Der Papst ist nicht der Pfarrer der Weltkirche. Eher gleicht er einem Schiedsrichter beim Fußball, der dafür sorgt, daß die Spielregeln - Dogmen ebenso wie das kirchliche Recht - eingehalten werden, ansonsten aber der Ball rollt. Konkret: Litur-

gie ist nicht nur Liturgie. An ihr hängt eine ganze Auffassung von Glauben, Katechese, Gebet, kirchlichem Leben und Frömmigkeit. Um die Oasen der alten Liturgie herum will ein eigenes kirchliches Leben wachsen, das eine authentische und zeitgemäße Form darstellt. Doch angesichts des beschriebenen Zentralismus (nicht zuletzt auch der deutschen kirchlichen Struktur und Kirchenfinanzierung) kann dieses Leben nur dann zur Blüte kommen, wenn es Schutzräume erhält. Dringend braucht die alte Liturgie darum eigene kirchliche Strukturen, etwa vergleichbar denen der die Einheit mit Rom suchenden Anglikaner oder den Militärordinariaten. Dieses überlebenswichtige Anliegen ist unbehandelt geblieben, weil sich alles auf die Überlegungen zur zukünftigen Rechtsgestalt der Priesterbruderschaft St. Pius X. nach einer möglichen Einigung mit Rom konzentriert hat. Doch wenn man nicht implizit davon ausgehen will, daß die Zukunft der Tradition

im Wesentlichen von der Piusbruderschaft zu verwalten ist, sollte man jetzt mit Nachdruck über diese Strukturfragen reden.

3. Eine kritische Revision der Liturgischen Bewegung nach Verdiensten und Ausständen ist angezeigt.

Um nicht mißverstanden zu werden, es geht nicht um Verteufelung, auch nicht um schadenfrohes Entdecken von Entgleisungen, etwa wenn einer ihrer Vertreter kein lupenreiner Demokrat gewesen ist.

- Es geht zunächst einfach um Historisierung, d.h. um ein Verstehen und Relativieren durch Einordnung in geschichtliche Zusammenhänge. Arnold Angenendt hat dies etwa geleistet, was die Darstellung der Geschichtsbilder der Liturgischen Bewegung angeht.⁷

⁷ Vgl. Arnold Angenendt, Liturgik und Historik. Gab es eine organische Liturgie-Entwicklung? (= Quaestiones disputatae 189), Freiburg 2001.



- Sodann geht es um Differenzierung. Wie erwähnt, ist diese Bewegung weit spannungsvoller und widersprüchlicher, als die übliche Wahrnehmung es erkennen läßt. Dasselbe gilt von der Liturgiereform selbst. So steht Gütiges neben Fragwürdigem, zeitlose Einsichten neben deutlich Zeitgebundenem, sinnvolle Seelsorge neben pastoralen Katastrophen. Endlich geht es um Wiederentdeckung von Alternativen. Dabei geht es nicht zuletzt um die Frömmigkeit der Nicht-Gebildeten, die in der Bewegung wohl doch vorwiegend als Objekte der Belehrung in Betracht kamen.

4. Schließlich haben auch die Theologen, Wissenschaftler und Literaten eine gewaltige Aufgabe.

Sie müssen die Deutungshoheit der Liturgischen Bewegung brechen. Das ist wohl der anspruchsvollste Punkt. Dazu wäre aus der ganzen und großen Tradition der Kirche ein umfassenderes Bild liturgischer Theologie und Frömmigkeit zu gewinnen. Dadurch lassen sich blinde Flecken, Verkürzungen und denkerische Erstarrungen in der Liturgischen Bewegung und in der Liturgiereform präziser benennen und überwinden.

Beispiele? Bereits das Konzil von Trient kennt das Anliegen einer Beteiligung der Gläubigen am heiligen Geschehen; die zum Altar hin offene Bauweise der Barockkirche anstelle des gotischen Lettners gibt davon Zeugnis. Doch es versteht diese Beteiligung vor allem betend, und es ermißt sie an der geistlichen Frucht und nicht am äußeren Mittun. Daran wäre anzuknüpfen. Dasselbe Konzil fordert die regelmäßige liturgische Predigt und die liturgische Bildung als Teil der Katechese. Da ist das altkirchliche und mittelalterliche Symboldenken, das - darin der ostkirchlichen Liturgie nahe - in allem sichtbaren Geschehen die unsichtbare Wirk-





Alte Kapelle in Regensburg

lichkeit sucht. Da ist die leider sehr verkannte allegorische Meßfrömmigkeit; sie verbindet das heilige Geschehen mit der Heilsgeschichte des Alten und des Neuen Testaments oder mit dem Leben oder der Passion Christi. Es läßt sich zeigen, daß all diese Formen einer zeitgenössischen offenen Ästhetik des Spielens mit Bedeutungen und des Wechsels zwischen Sinnebenen dem christlichen Gottesdienst sehr viel mehr entsprechen als die platt-lehrerhafte Liturgiedidaktik eines „Das bedeutet folgenden Gedanken...“

Die vier Punkte nehmen den Mund sehr voll. Sie umreißen Aufgaben, die Programme für Jahrzehnte darstellen

und kaum rasche Erfolge versprechen. Aber immerhin, lieber weitgesteckte Ziele definieren als in resignativer Lethargie versinken. Wirklich schlimm ist es nur, wenn man zwar gravierende Probleme und Mißstände schmerzlich wahrnehmen muß, aber ihnen vollkommen ohnmächtig gegenübersteht. In einer solchen Situation befinden wir uns jedoch nicht! Das Ziel ist klar: die Erneuerung einer echten, das gesamte Verhalten ergreifenden Gläubigkeit. Auch das Mittel dazu ist klar: die heilige Messe in ihrer klassischen Größe, ein Quell der größten Gnaden – aber eben auch die Seelsorge, also das Bemühen um jeden Einzelnen, daß er sich

im Herzen von der „großen Erleichterung“ abwendet und das neu erlernt, was die heilige Messe ihm vor Augen führt: Für Gott ist das Beste gerade gut genug. So kommt es derzeit nicht darauf an, wie voll die Kirchen bei den Feiern der alten Messe sind. Vielmehr kommt es darauf an, daß diejenigen, die daran teilnehmen, im Herzen erneuerte Gläubige und Priester sind. Dann kann es so gehen wie mit den Montagsgebeten in der DDR. Jahrelang versammelten sie an vielen Orten nur eine Handvoll Getreuer. Dann aber kam der Erdbeben - und die Montagsgebete wurden zum Gesundbrunnen der Wende von 1989.

